

## **Luise Meyer**

### **Erinnerungen aus dem Jahr 1919**

Meine Frau, Gesine Wechterstein, geb. Thorwart ist Enkelin von Luise Meyer, geb. von Eltz, geb. 1888 in Riga, gest. 1968 in Göttingen. Als Rudolf Meyer und Luise von Eltz am 12. Oktober 1909 in Riga heiraten, ist er Dozent am Rigaschen Polytechnischen Institut für Meteorologie. Sie unterrichtet in den Vorklassen des Eltzschen Gymnasiums. Er muß in den nächsten Jahren auch an verschiedenen Schulen unterrichtet haben. 1913 erwirbt er den Magistergrad an der Universität Warschau.

Am 29.8.1910 wird in Riga Hildegard geboren, am 23.9.1912 Heinrich. Anfang 1919, als Riga von den Bolschewisten besetzt ist, geht Luise Meyer mit ihrem dritten Kinde schwanger, und aus diesem Jahr berichtet sie.

Die Aufzeichnungen sind ab 1940, also nach der Umsiedlung, in Posen niedergeschrieben worden. Sie hat sie dann Ende der fünfziger Jahre in Göttingen ihrem Mann, nun emeritierter Professor der Meteorologie, in die Schreibmaschine diktiert und ihren Enkeln gewidmet.

Ich habe diese Aufzeichnungen um manche private Schilderung, um manche überschwängliche Naturschilderung gekürzt. Die Erzählungen aus Riga schildern die Angst und den Hunger, das Besorgen eines Passierscheins für eine Schwangere und dann wieder Kuriositäten.

Die Schilderungen aus Seehof zeigen das sich bei der Verfasserin wandelnde Verhältnis zu den Letten, auf die sie angewiesen ist: ist sie nun Gutsherrin, ist sie Nachbarin? Sie zeigen ihr unwandelbares Bild der deutschen Oberschicht. Sie zeigen, wie man auf dem Lande 1919 lebte, sie zeigen verschiedene Arten von Soldaten in dem sehr persönlichen Blickwinkel der Verfasserin, und sie zeigen ihren tiefen, unerschütterlichen Glauben.

Kaj Wechterstein, Pfarrer i. R.

Ein Vorfrühlingstag im Jahr 1919. Frischer Wind bläst durch die Straßen meiner Heimatstadt Riga [...]. Der Strom ist frei, aber wir, die Bewohner der alten Hansestadt Riga, [...] wir stehen noch in Druck und Bann der roten bolschewistischen Machthaber. Hunger, Not und Tod sind die Zeichen, unter denen wir leben, seit die deutschen Truppen nach dem Zusammenbruch des Reiches die von ihnen besetzten baltischen Lande

geräumt haben. Stadt und Land sind von der roten Armee überflutet. Alle Hoffnungen auf Angliederung an das deutsche Mutterland sind dahin. Hunderte von uns sitzen eingekerkert hinter Gefängnismauern, Hunderte sind an Straßenrändern, im Bickernschen Walde oder in Gefängnishöfen erschossen, Hunderte sind durch Hunger und Entbehrungen dahingerafft. Und doch, und doch – der Lebenswille bleibt sieghaft. Trutz, Tod und Teufel!

## **Hunger**

Mit den roten Machthabern ist der Hunger in Riga eingezogen [...]. Rudi unterrichtet in mehreren Schulen, weil man da um 12 Uhr einen Teller Hafersuppe bekommt. Er beeilt sich sehr, von einer Schule in die andere zu kommen, um da noch einen zweiten Teller zu erwischen. Am 1. Mai kommt er strahlend mit einer Kanne Fleischsuppe und einem richtigen Weißbrot nach Hause – es gibt noch Freuden! Minna, das frühere Stubenmädchen meiner Eltern, bringt mir jeden Sonnabend einen Sack Kartoffelschalen, die sie die Woche über gesammelt hat. Sie ist Köchin in einer Suppenküche. Nach vielem Waschen werden aus diesen Schalen Pfannkuchen gebacken, die greulich schmecken. Im Frühling erkrankten Rudi und Heinz schwer. Wir haben nicht gewusst, dass die Keime der Kartoffeln giftig sind [...].

Eines Tages sind riesige, harte, zähe Fleischklöße in der Suppe. Wir trauen unseren Augen nicht. Jeden Tag bekommen wir nur diese Klöße – jeden Tag riechen sie noch etwas schlechter. Die Kinder sind verzweifelt. Es sind wirklich und wahrhaftig Elefantenklöße. Der Elefant im Zoo hat dran glauben müssen.

Einen Sonntag sind Rudi und ich auf Skiern im nahen „Kaiserwald“ [...]. Rudi kommt auf den Gedanken, den Leiter des Zoos, der da in einer Villa wohnt, zu besuchen [...]. Er kommt uns strahlend entgegen: „*Nur herein, nur herein, der Löwenbraten steht auf dem Tisch!*“ Es ist wie ein Märchen, und wirklich ein Löwenbraten aus dem Zoo. Die Suppenküche hat mit Entrüstung das Fleisch des jungen Löwen abgelehnt. Es schmeckt wie Putenbraten [...].

Anfang April. [...] Noch hat die Stunde der Befreiung nicht geschlagen [...]. Noch müssen wir [...] Nacht für Nacht in Schmerz und Sorge wach liegen und den hallenden Schritten der Rotarmisten lauschen [...]. Bleiben sie an unserer Tür stehen? [...] „*Ins Gefängnis mit euch, ihr Gegenrevolutionäre, ihr verfluchten Deutschen!*“ [...] Diesmal kommt der Klang aus der Richtung der Alexanderstraße, der Straße, die aus der Stadt hinausführt. Das ist der Weg vom Leben in den Tod: Am Waldrande werden die Erschießungen vorgenommen, nachdem die Verurteilten selbst

ihr Grab gegraben haben. „*Herr Gott, gib den Unglücklichen Kraft – tröste, tröste ihre Seelen.*“

### **Der Passierschein**

Sie gehen in den Tod. Wir erwarten neues Leben [...]. Nun darf ich den schweren Gang nicht länger hinausschieben, muss mir einen Passierschein zum Betreten der Straße in der Nacht beschaffen. Nur mit Mühe habe ich Rudi überredet, nicht mitzukommen. Jeder Gang in ein bolschewistisches Kommissariat kann für einen Herrn Gefährdung bedeuten. Unsere liebe junge Hausgehilfin Herta Kröger will mich begleiten [...].

Das Kommissariat ist ein schmaler halbdunkler Raum. Hinter einem langen Tisch reckeln sich untätig schwatzend bolschewistische Beamte. Ihre Blicke, die mir das Blut in die Wangen treiben, gehen abschätzend und höhnisch über meine Gestalt. Ich nehme allen meinen Mut zusammen und trage mein Anliegen vor. Ein widerliches Grinsen ist die Antwort: „*Ein Passierschein verboten! Was geht es mich an, dass Sie ein Kind kriegen, bin ich vielleicht daran schuld?*“ Dröhnendes Gelächter [...]. Da fällt mein Blick auf einen noch jungen Beamten am anderen Ende des Raumes [...]. Er sieht fast aus wie ein lettischer Bauer [...]. Von einem inneren Zwang getrieben trete ich schnell auf ihn zu. Ohne aufzublicken kritzelt er einige Worte auf einen Wisch Papier. Stempel drauf, schiebt mir den Zettel zu [...]. Erst als wir ein gutes Stück vom Kommissariat entfernt sind, lese ich den Zettel. Ja, es ist ein Passierschein [...]. Leichten Herzens eilen wir nach Hause. Da, gerade als wir die Elisabethenstraße überqueren wollen, nähert sich ein Transport Gefangener. Sie gehen mitten auf der Straße, von Rotarmisten mit geschulterten Gewehren dicht umringt. Alles deutsche Herren, man sieht es auf den ersten Blick. Blasse, gefasste Männer, entrückt jedem freundlichen Blick und Wort, jeder helfenden Hand. Erreichbar nur dem Gebet: „*Herr erbarme dich!*“

### **Benita, das Segenskind**

Eines Abends knien Hildlein und Heinzl auf dem Fensterbrett unseres Schlafzimmers und freuen sich am bunten Schauspiel des Sonnenuntergangs: „*Heinzl*“, ruft Hildi, „*pass gut auf und zähle die blauen und die rosa Wölkchen. Sind es mehr blaue, so bekommen wir ein Brüderchen, mehr rosa – dann ist es ein Schwesterchen.*“ „*Ich will lieber ein Schwesterchen haben*“, fügt sie schnell hinzu. Es wurde ein Schwesterchen [...].

Schwesterchen beeilt sich nicht. Die Rigaer Großmama besucht mich in der Klinik sehr besorgt und liebevoll. Sie ist ganz in Trauer. Vor einigen Wochen haben die Bolschewiken ihren ältesten Sohn, Rudis einzigen Bruder „Uno“, mit anderen Gefangenen in einer Nacht den weiten Weg von

Mitau nach Riga getrieben und viele der Herren später im Gefängnishof erschossen. Arme, arme Mama. Sorge und großer Kummer um seine junge Frau Alice lastet auf uns allen. Sie ist allein mit ihren zwei kleinen Kindern in Mitau – uns allen unerreichbar. Nein, Schwesterchen beeilt sich nicht. Um ein Uhr bringen Hildi und Herti Hirschheydt mir die dünne Volksküchensuppe, und – sehr stolz auf die Verwöhnung – einige Pfannkuchen aus Roggenmehl gebacken. Die Klink übernimmt nicht mehr die Verköstigung der Patienten [...].

Es wird Abend, es wird Nacht [...]. Meine Kräfte versagen im entscheidenden Augenblick. Halb im Traum hör' ich Dr. Keilmann sagen: „*Ein Glas Champagner, eine Tasse starken Bohnenkaffee, und das Kind wäre da.*“ [...]

Erste Morgendämmerung. Wer steht da an meinem Bett um's Haupt einen feinen Hauch von Morgenlicht? Meine Mutter? Doch – es ist meine liebe Mutter[...]. Sie neigt sich zu mir und sagt den alten Trostspruch meiner Kindertage: „*Es geht dir ja schon besser, es geht dir schon viel besser, mein Luttchen.*“ Ich erwache wunderbar gestärkt. Nach einigen Minuten erklingt meines Kindes erster Schrei. „*Ein zierliches kleines Mädchen*“ – unser Segenskind ist geboren. Wie das kleine Liebchen mir gezeigt wird, rufe ich ganz erschreckt: „*Das Kind hat ja zwei Nasen!*“ Die Spannung der Nacht löst sich in helles Lachen. Die Schwester drückt das Baby an ihr Herz: „*Komm, wir gehen jetzt in unser warmes Körbchen, unsere Mami beleidigt uns. Das arme Köpfchen ist nur sehr zerquetscht von der langen Geburt – morgen hat das Töchterchen sicher nur ein einziges kleines Näschen.*“ [...]

Keiner denkt, dass ich genug Milch haben werde nach den langen Hungermonaten und der vielen Angst und Aufregung Tag um Tag. Aber für das Segenskindchen geschieht das Wunder von den Lilien auf dem Felde. Sie säen nicht, sie ernten nicht, aber ihr himmlischer Vater speist sie doch. Die mütterlichen Quellen sprudeln so reich wie bei keinem anderen meiner Kinder. Es wird eine herrliche Zeit, die 14 Tage in der Klinik. Ich bin so weit entrückt der harten Wirklichkeit [...]. Jeden Tag bekomme ich durch Annchen von Hirschheydt  $\frac{1}{2}$  l Vollmilch. Sie wagt es und geht täglich, als Dienstmagd verkleidet, den weiten Weg über die eiserne Eisenbahnbrücke, vorbei an den Posten, die niemand, der Lebensmittel trägt, durchlassen dürfen. Annchen lächelt, und sie senken die Gewehre. Es geschehen viele Wunder in diesen Tagen und Wochen. Die Milch, die Annchen von Bauern kauft, verkauft sie den Kranken und Schwachen in der Familie. Es ist eine stille Heldentat.

Als unser „Rosenknöspchen“, so nennen die Geschwister Benitchen wegen ihrer runden rosigen Wangen, 14 Tage alt ist, kommt die ganze Familie mich abholen [...]. Die nächsten Wochen stehen noch ganz im

Zeichen der großen Freude, die mit dem Segenskind bei uns eingezogen ist... Am reizendsten sind ihre schlanken rosa Füßchen [...]. Leichter tragen sich Sorgen und Hunger, wenn so ein Schutzengelchen im Hause ist.

Plötzlich ist die ganze Not wieder da [...]. Rudi ist von den Roten der Pass abgenommen. Es heißt, er bekommt einen neuen. Wir wissen aber, das kann der erste Schritt in's Gefängnis oder gar in den Tod sein [...]. Wieder lauschen wir bang den hallenden Schritten der Rotarmisten in der Nacht – bleiben sie vor unserer Tür stehen? [...] Einige Wochen später findet Rudis Vetter Erni Port beim Aufräumen eines bolschewistischen Kommissariats die Akte mit Rudis Pass und eine Liste, auf der neben Rudis Namen der Vermerk steht: *„Zu bestrafen mit dem höchsten Strafmaß.“* Das Todesurteil. Gott hat es anders gewollt.

### **Die Befreiung**

*„O Tag, der Tod und Leben bracht, voll Hassen und voll Lieben,  
Du bist mit heißer Feuerschrift in unser Herz geschrieben.“*

Schon ist es Mai. Noch wehen rote Fahnen überm alten Riga. Noch immer herrscht der rote Terror. Tage kommen, Tage gehen. In Gefahr und Todesnot wächst in der Tiefe der Herzen der Glaube, der Berge versetzt [...].

Wie ich mit den Kindern aus der Frühlingswelt des Schützengartens auf die breite, zur Düna führende Nicolaistraße trete, fällt mir aber doch eine ungewöhnliche Unruhe auf. Rotarmisten laufen, das Gewehr in der Hand, neben Matrosen her, die im Laufschrift ein M.G. tragen. Heinz, mein kleiner Heinz, zerrt an meiner Hand, geht keinen Schritt weiter, will durchaus zusehen. Auch andere Passanten bleiben stehen. Plötzlich brüllt ein Bolschewik in heiserer Aufregung: *„Fort, alle fort, fort, fort!“* Ein Jubelsturm braust durch meine Seele: *„Ist es möglich? Heute? Ist heute der Tag, der Rettung bringen kann? [...]“*

Als ich nach Hause komme, ist Rudi schon auf, sehr ernst, sehr ruhig [...]. Die Straße ist nach wie vor ausgestorben [...]. *„Ich laufe für einen Augenblick zu Hirschheydts hinüber [...] Vielleicht wissen sie mehr.“* Rudi nickt. Nein, auch sie wissen nichts. Aber nun dringt ein Ruf an unser Ohr, nein, an unser Herz: *„Türen zu, Fenster zu, es wird gekämpft.“* Ein einzelner sehr großer junger Mann in der Tracht der Landeswehr, das Gesicht vom Pulverdampf geschwärzt, schreitet mit schwingenden gewaltigen Schritten die Kirchenstraße hinauf [...]. Ein einzelner Mann, uns scheint er wie ein Cherub. Schritte und Ruf verhallen. Vorbei [...]. Dann aber stürze ich auf die Straße, mein einziger Gedanke ist, mit Rudi

zusammen diese Stunde zu erleben. Er steht am Fenster – unter jedem Arm kuckt ein heller Kinderkopf hervor [...]

Noch sind unsere Herzen so überwältigt von Jubel, unsere Augen so erfüllt von Licht, dass wir den dunklen Bruder des Lebens, dem wir zujubeln, den Tod nicht sehen. Unsere Blicke schweifen liebend über Straßen, Gärten, Häuser der befreiten Stadt. Alles überragend weist der schlanke Turm der Petrikerche gen Himmel: *„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein.“* – Sind wir nicht alle wie die Träumenden?

### **Es geht weiter [...]**

Mit der Befreiung Rigas sind Krieg und Bürgerkrieg noch nicht zu Ende. In dieser Zeit, als „Rudi“ sich entschlossen hat, als Funker zur Landeswehr zu gehen, wird am 23. Juni Benita durch Pastor und Vetter Otto Pohrt in der festlich geschmückten elterlichen Wohnung getauft. Otto Pohrt wird Benita später in Posen trauen. Luise Meyer schreibt:

Über die Namen sind wir uns lange einig: „Benita“, der schönen Bedeutung wegen „die Gesegnete“. *„Ich will dich segnen, und du sollst ein Segen sein“* (1.Mose 12,2), ist der Taufspruch. Verheißung und Aufgabe für unser Segenskind.

Als das Taufkindchen wieder im rosigen Körbchen hinter weißen Mullvorhängen schläft und wir mit unseren Gästen fröhlich um den blumengeschmückten Kaffeetisch sitzen, schleichen Hildi und Heinz hin ins Taufzimmer. Da steht noch die blitzende Kristallschale unterm Birkenbaum [...]. Hildi hat Heinz erzählt, dass es ein Wunderwasser sei und jeden gut macht, der davon trinkt [...]. Da neigen sie sich tief über die Schale und trinken das ganze Taufwasser aus.

Riga ist weiterhin eine vom Bürgerkrieg gefährdete Stadt, in der es zu wenig zu essen gibt. Luise bleibt mit den Kindern zurück. Als dann eine Granate in der Nähe der Wohnung einschlägt, beschließt sie, Riga zu verlassen und nach Kurland nach Seehof zu gehen. Seehof ist ein kleines Gut bei Spahren in Kurland, das Luises Vater 1900 erworben hat.

Aus Kurland sind die Roten vertrieben. Dort stehen die Landeswehr und Freikorps. Dort scheint Ruhe zu herrschen. Zwar ist die Bahnverbindung noch unterbrochen, man kann aber mit dem Dampfer von der Düna in die Aa bis nach Mitau, der Hauptstadt Kurlands, gelangen. Von dort verkehren schon Züge nach der Hafenstadt Windau, und gerade an diesem Stück liegt Tuckum, wo Rudi wahrscheinlich sein wird, also auch die Station Spahren.

Von Spahren bis Seehof sind es nur fünf Kilometer. Adda, eigentlich Tante Adda, reist mit und Herti von Hirscheydt (13), das Nachbarskind. Sie ist rasch gewachsen und sehr unterernährt. Außerdem Herta Kröger, das Hausmädchen. Sie bewacht das Gepäck. Die Reise von frühmorgens bis spät in den Abend gelingt. Der Zug hält immer wieder auf freier Strecke. Man pflückt Blumen – und Erdbeeren. In Spahren kommt man bei Baron Grotthuß unter. Und hier gibt es nicht nur Gästebetten, sondern reichlich Milch und Brot. Am nächsten Tag erreicht die Expedition Seehof. Das kleine Gutshaus liegt verlassen, aber die Freude und die Erleichterung, es wiederzusehen, sind gewaltig.

### **Seehof 1919**

Bis Weihnachten 1919 bleibt Luise Meyer, damals eine Frau von dreißig Jahren, mit drei Kindern, Hildegard acht, Heinz sechs Jahre und Benita zwei Monate alt, in Seehof. 1919 ist ein Jahr des Umbruchs. Lettland wird selbständig. Fremde Truppen stehen im Lande, deutsche Freikorps, estnische Truppen, die zusammen mit Letten gegen Kommunisten und Deutsche kämpfen, die Landeswehr. Bei den Letten ist ein ganz neues Freiheits- und Nationalbewusstsein gewachsen. Wie werden sie sich gegenüber den Deutschbalten, die sich bisher als Oberschicht im Lande verstanden haben und den Letten nicht viel zutrauen, verhalten?

### **Die Irbin**

Luise Meyer, aus einem Hause der „Literaten“ stammend, von Beruf Lehrerin, kommt nun auf ein kleines Gut, zu klein, um unter die baldige Enteignung der Güter zu fallen, ein Gut, das von einem lettischen Pächter verwaltet wird. Sie ist ganz auf diese Pächterfamilie angewiesen. Wie wird diese sich verhalten? Gesines Großmutter schreibt:

Nach der ersten jubelnden Wiedersehensfreude mit Haus, Garten und See werde ich mir meiner Pflichten bewusst [...] Küche, Keller, Handkammer sind leer. Viel hängt für uns davon ab, ob der lettische Pächter von Seehof, „Irbe“, bereit ist, uns die Pacht, die er meinen Eltern in Naturalien schuldet, zu zahlen. Dass niemand aus dem Pächterhaus zu unserm Empfang gekommen ist, ist kein gutes Zeichen [...].

„Irbe“ hat 5 Pferde und 5 Kinder als Arbeitskräfte, das genügt, um einen Hof wie Seehof zu bewirtschaften. Er, der „Irbe“, versteht etwas von Pferden und Landwirtschaft. Sie, die „Irbin“, versteht zu regieren. Nie hört man sie schreien oder schimpfen, aber alle Fäden laufen in ihrer Hand zusammen, sie lenkt lautlos alle und alles. Er ist ein Hüne von kurischer

Art, grobschlächtig, mit Adlernase und schweisgsamem Mund; sie – mittelgroß, hager, immer in grauen, selbstgewebten „Vadmala“-Wollstoff gekleidet, ein weißes Tüchlein fest um den Kopf geknotet, klug, bäuerlich verschmitzt und schlau blicken ihre Augen.

Als ich zu ihr in die Küche trete, ist sie anders als in früheren Jahren und recht zurückhaltend. Der Krieg hat die Menschen verändert, sie misstrauisch und vorsichtig gemacht. Die Irbin sucht nach Ausflüchten: *„Was, die ganze Pacht wollen Sie haben, die ganze Pacht auf einmal in so schlechten Zeiten! Keiner gibt Lebensmittel fort; können wir wissen, wie lange der Krieg dauert? Bald ist einer oben, bald der andere! Etwas kann ich ja vielleicht geben, aber alles – nein! Dazu sind die Zeiten zu unsicher!“* *„Ja, unsicher sind die Zeiten schon, aber mit Wasser und Gras kann ich meine Familie nicht satt machen; ich brauche gleich Brot, Grütze, Kartoffeln und Mehl – die Pacht ist ja auch längst fällig.“* Sie sieht mich lauernd an: *„Und die Emilie und der Adolf von Ihrem Hof ‚Kasching‘, haben die schon ihre Pacht gezahlt?“* Im weiteren Verlauf des Gesprächs merke ich immer mehr, dass eine große Eifersucht zwischen der deutschen und der lettischen Pächtersfrau besteht, es wird nicht leicht sein, beiden gerecht zu werden.

Während wir verhandeln, steht der zwanzigjährige Pächterssohn „Ernest“ schweigend, die Hände in den Hosentaschen, an den Türpfosten gelehnt. Er ist ein Ebenbild des Vaters, nur ins Freundliche abgewandelt – blauäugig, blond und träumerisch. Jetzt greift er nach seiner Mütze: *„Mutter, was ist da lange zu reden? Die junge Frau braucht Essen für ihre Kinder; wir müssen Getreide und Kartoffeln sowieso abliefern, ob früher oder später ist doch einerlei.“* Er geht. Die Augen der Irbin leuchten auf in Mutterstolz: *„So ist der Ernest, er spricht nicht viel, aber was er sagt, ist vernünftig. Haben Sie den Schlüssel der Kleete [Vorratsraum außerhalb des Wohnhauses]?“* [...]

Noch ist das Vertrauensverhältnis zwischen deutscher Herrschaft und lettischem Pächter so wenig erschüttert, dass die Irbin mit keinem Wort danach fragt, ob ich eine Vollmacht von meinen Eltern habe; auch kommt keiner auf den Gedanken, eine Quittung zu verlangen oder auszustellen [...]

Und nun helfen die Pächtersfamilien, Es gibt Kartoffeln, Brot und Butter. Ein gutnachbarschaftliches Verhältnis entwickelt sich.

### **Ein fröhlicher Sommer**

Es wird ein fröhlicher Sommer: Unser Leben verläuft in einem beglückenden Rhythmus von Arbeit, Spiel und Freude. Wenn es auch keine regelmäßige Postverbindung gibt und wir keine Zeitungen bekommen, so bringen uns doch die Pächterssöhne Fritz und Ernest von ihren Fahrten zur

Station hier und da Briefe oder Karten von Rudi oder Addas drei Söhnen. Die Landeswehr steht noch in Tuckum. Kampfhandlungen gibt es eben nicht. Alles ist noch in der Schwebel. Wir sind gesund, das Land voll Blüte und Frucht, das Wetter voller Gnaden; jeden Vormittag ziehen wir mit Badezeug und Büchern an den See [...]. Viel wird geschwommen, geplanschelt, gespritzt. Schließlich liegen Herti und Hildi faul auf dem großen Badelaken und sonnen sich. Adda und ich lesen im Halbschatten. Heinz gräbt am Wasser Teiche, die er durch Kanäle miteinander verbindet [...].

Müde und hungrig von Sonne und Wasser freuen wir uns täglich auf unser landsches Menu: Graupengrütze mit Specksauce, Kartoffeln mit frischem Spinat und weichen Eiern, Speckpfannkuchen mit Salat, Gerstengrütze mit saurer Milch und Zucker, Kartoffeln mit Käsemilch und Butter, Roggenmehlbrei mit Zucker und Milch usw. Den Nachtisch: Erdbeeren, Johannisbeeren oder Kirschen holt sich meist jeder selbst [...].

Es gibt auch ein Pferd, Jucko, am Anfang müde, steif und alt; aber unter der Pflege von Herti gedeiht er wieder. Man spielt auch Theater im Schilf am See.

Eines Tages kommt ganz überraschend, Rudi, der Vater: Er ist nicht allein gekommen, er hat seinen älteren, sehr geschätzten Freund, den Professor der Botanik Karl Kupffer, mitgenommen [...]. Kupffer ist ein glühender, kluger und temperamentvoller Verfechter der Rechte und Aufgaben des Deutschtums im Lande. Bei Tisch wird viel über Politik und brennende Zukunftsfragen debattiert. Oft stimmt es uns ernst, dass sich vieles anders zu entwickeln scheint, als wir in den großen Tagen der Befreiung Rigas erhofften. „Für die kämpfen wir“, sagt Kupffer einmal und weist auf die spielenden Kinder. „Ihnen wollen wir die Heimat und den rechtmäßigen Platz erhalten.“

### **Seehof oder Riga**

[...] Rudi ist bei seinem zweiten Besuch sehr ernst. Es gehen in Tuckum große Veränderungen vor sich. Die reichsdeutschen Kriegskameraden, die in treuer Waffenbrüderschaft mit der Landeswehr kämpften, scheiden aus der Truppe aus, da die Landeswehr von der lettischen Regierung übernommen wird. Die Landeswehr soll bald als Grenzschutz nach Lettgallen versetzt werden. Es ist ein schwerer Gedanke für uns, dass alle deutschen Truppen Kurland verlassen [...]. Kann ich es verantworten, mit den Kindern in Seehof zu bleiben, oder müssen wir nach Riga zurück? [...] In Riga stehen wir vor dem nichts, denn alle Reserven sind längst in den Tagen der Not der Bolschewikenzeit erschöpft. Aber drohen hier auf dem Lande nicht andere Gefahren? Wie werden sich die Letten im

Freiheitsrausch den Deutschen gegenüber verhalten, sobald alle deutschen Truppen Kurland geräumt haben und der neugegründete Staat Lettland allein an der Macht ist? Von den eigenen Leuten fürchte ich nichts. Aber wird es nicht wieder – wie 1905 und in der Bolschewikenzeit – Banden geben, die mordend und plündernd durchs Land ziehen? Tag für Tag bewegen uns diese Fragen. Adda fährt auf Wunsch ihrer Söhne nach Tuckum; sie meinen, da eher für ihre Mutter sorgen zu können [...]. Unser einziger deutscher Nachbar, Baron Grotthuss, entschließt sich, sein schönes Gut Spahren zu verlassen und zu seiner Familie nach Mitau zu gehen.

Rudi kommt, er spricht mit unseren beiden Pächtern und mit unserm Nachbarn Jeze. Abends, als wir immer noch alle Für und Wider gegeneinander abwägen, meldet Herta die Irbin, sie wolle mich allein sprechen. Was will sie? Ich gehe mit ihr in Annis stilles Zimmer nach oben. Kaum sind wir allein, so sagt sie überredend: *„Junge gnädige Frau, bleiben sie bei uns, wir haben in der ganzen Nachbarschaft herumgehört und miteinander beraten, fürchten Sie nichts, bleiben Sie bei uns in Seehof. Es wird Ihnen niemand etwas tun, und wir werden Ihnen helfen, wo wir können“*. Wie sie meine freudige Ergriffenheit bemerkt, redet sie mir noch dringender zu, zu bleiben: *„Fürchten sie nichts, hier haben Sie ein Dach über dem Kopf, eine Kuh im Stall, Brot für Ihre Kinder und“*, jetzt lächelt sie, wie Mütter über die Überschwänglichkeiten der Jugend lächeln, halb spöttisch, halb bewundernd, *„mein Ernest lässt Ihnen sagen, er schwöre Ihnen beim Kreuze, dass er nicht zulassen wird, dass Ihnen etwas Böses geschieht.“*

Es kommt der schwere Abschied von Rudi, der zum Zug mit den Soldaten der Landeswehr zurückkehrt.

Nein, nicht denken – straffer die Zügel gefasst und im Trabe nach Hause. Jucko wiehert dem Stall zu. Es ist doch schön, im eigenen Wagen über eigenes Land zu fahren, Kindern und einer Heimstatt entgegen. Noch sind wir nicht vom Winde verweht, sind zu Hause in Seehof!

## **Dreschfest**

Tag für Tag ist die Luft jetzt erfüllt von der Melodie des Herbstes, dem ununterbrochenen tiefen Brummen der Dreschmaschine. Die Letten nennen sie kurz „Maschin“. Sie benutzen noch so wenig landwirtschaftliche Maschinen, dass die Dreschmaschine für sie die Verkörperung der Maschine überhaupt ist. Die Maschin wandert von Hof zu Hof. Sechs Pferde langgespannt, immer zwei und zwei nebeneinander, ziehen sie über die holprigen landschen Wege, *„Hü!ho!“* und Peitschenknall. Ein Trupp übermütiger, leicht angeheiterter junger Männer begleitet schreiend und lachend die mit bunten Georginen und grünen Zweigen geschmückte

Maschin. Jetzt ist der junge „Maschinenmeister“ der große Mann. Ihm allein gehorcht das Riesenungeheuer, die Lokomobile. Jeden Morgen erwachen wir sehr früh vom schrillen langgezogenen Pfiff der Maschin. Sie ruft ihre Hilfskräfte, die Bauernburschen [...]. Erst war die Maschin in Klein-Spahren, dann beim Waldhüter Martniek. Heute Abend kommt sie nach Seehof. Die Irbin weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. Es ist Ehre der Hausfrau, alle Hilfskräfte gut und reichlich zu beköstigen. Burschen und Mädchen werden zur Hilfe bei der Maschin wie zu einem großen Fest eingeladen. Die besten Arbeiter und Tänzer ziehen mit von Hof zu Hof. Der alte Irbe hat schon das Maschinbier gebraut, schweres süßes und leichtes helles [...].

Auch ich bleibe nicht ohne Maschinbier. Im großen grünglasierten Krug bringt die Irbin selbst es mir herüber. Sie erzählt stolz: *„Wir haben ein Schaf und ein Schwein geschlachtet.“* „Was, auch ein Schwein?“ „Ja, sogar bei Martniek gab es Schweinefleisch, da dürfen wir nicht geizen.“ Sie lächelt schlau: *„Natürlich wählte ich das hinkende Schwein, es fraß schlecht, wär’ doch nie ganz fett geworden.“* [...]

Die Fußböden sind schon gewaschen und mit weißem Sand bestreut. Der eingemauerte große Kessel, in dem sonst Schweinefutter zubereitet wird, ist blitzblank gescheuert, darin soll morgen die Mittagssuppe gekocht werden: viel fettes Fleisch, Kartoffeln und Graupen. Seit dem frühen Morgen wird gebacken. Große Bleche voll „Rauschen“ werden in den Backofen geschoben: untertassengroße Kuchen aus Roggenmehl, dick mit einer Mischung geriebener Burkanen [Möhren] und süßem Schmant [Rahm] bestrichen. Das ganze Pächtershaus duftet nach Rauschen und Quarkkuchen. In der Speisekammer liegen, mit weißen Tüchern zugedeckt, viele runde dunkle Roggenbrote, „Süßsauerbrot“, das nur zu den höchsten Feiertagen gebacken wird [...].

Feurigrot versinkt der Sonnenball hinter der mattblauen Wolkenwand überm See. Hört, da tönt vom Waldrande Rufen, Lachen, Schimpfen und Peitschenknall. Irbes treten alle aus dem Hause. Wie eine Königin, umgeben von ihrem Gefolge, hält die blumengeschmückte Maschin ihren Einzug. Sie wird in der frei- und hochgelegenen großen Scheune, der Riege, aufgestellt. Die Lokomobile steht im Freien, Treibriemen verbinden sie mit der Dreschmaschine auf der Tenne [...].

Mit langen Gabeln wird das Getreide in hohem Bogen von den jungen Männern dem Mädchen gereicht, das mit wehender Schürze oben auf der Dreschmaschine steht und die großen Bündel in Empfang nimmt. Es ist eine schwere Arbeit. Der Schweiß rinnt den Männern von der Stirn und zieht helle Linien über die vom Staub geschwärzten Gesichter. Jeder will seine Kraft zeigen. Wer bei der Maschin versagt, wird in der ganzen Gegend

verspottet. Die Maschine dröhnt, der Boden dröhnt, starker Zugwind fegt über die Tenne, Staub und Streu trüben die Luft [...].

Gegen Abend schwingt der Rhythmus der Arbeit schneller und schneller. Die Freude auf Schmaus und Tanz verdoppelt die Kräfte. Jetzt hallt ein langgezogener Pfiff über Felder und Wiesen. Der Maschinenmeister lässt den Dampf entweichen, die Arbeit ist getan, das Fest beginnt. Wenn ich nachts erwache und lausche, höre ich bis in die Morgendämmerung die schrillen Töne der Ziehharmonika.

Am Sonnabend ist wieder Tanz bei der Irbin. Sie kommt selbst herüber und lädt Luise Meyer ein: *„Sie sind ja auch noch jung und immer so allein, wollen Sie nicht etwas zu uns kommen und zusehen? Und [...] die Männer sind nicht betrunken, Sie können ruhig kommen.“* Luise Meyer kann beobachten, wie sich Liebesbeziehungen stabilisieren und sich Liebestragödien entwickeln. Schließlich lädt Fritz, der weltgewandte, sie zum Tanz:

Ich blicke voll schreck auf meine Schuhe – soll ich sie schnell ausziehen? Aber schon hat der Irbe-Fritz seinen Arm um mich gelegt, wir tanzen. Ich mache möglichst kleine Schritte, um nicht auf seine unbeschuhten Füße zu treten. Der Irbe-Fritz tanzt gut. Es geht glücklich ab. Fritz geht am nächsten Tag zum lettischen Militär [...].

### **Auf den Winter zu**

Der Herbstwind peitscht Regenschauer an die Fensterscheiben. Die Wellen des Sees sind trübe grau-braun und branden rauschend ans Ufer [...]. Abends ragen jetzt oft nur die auf einem Hügel gelegenen Seehofer Gebäude aus dem wallenden weißen Nebelmeer, das uns von allen Seiten umschließt. Es ist mir dann, als wären wir ganz allein auf der Welt, und Angst beschleicht mein Herz. Wenn wir aber die Fensterläden schließen, das Feuer im Ofen prasselt, Benitchen rosig und lächelnd in meinem Arm liegt und Hildi und Heinz sich an mich schmiegen und um eine Geschichte betteln, fühle ich mich wieder reich und geborgen im geliebten Seehof.

Solchen Regenperioden folgen immer wieder leuchtend klare Herbsttage, an denen wir eifrig Wintervorräte ergänzen. Große Steintöpfe mit gesalzenen Pilzen und Gurken stehen in der Handkammer neben vielen Töpfen und Gläsern voller Strickbeersaft [Preiselbeere]. An der warmen Küchenwand hängen in Säckchen und Bündelchen die verschiedenen Teegattungen: Lindenblüten, Hagebutten, Himbeeren, Schafgarben, schwarze Johannisbeeren, Kamillen, Kümmel, Wermut, für jedes Leiden gibt es ein Tränkchen. Ein großer Zwiebelkranz, von Marri kunstvoll gewunden, hängt über dem Herd. Zwiebeln und etwas Speck sind unser Fleischersatz.

Am meisten Mühe macht das viele Obst im Garten. Tag für Tag sammeln Herta, Hildi, Heinz und ich viele große Kartoffelkörbe voll Fallobst im nassen Gras unter den Bäumen und schleppen sie den Berg herauf in die weiße Veranda. Stundenlang schälen und schneiden wir Äpfel und Birnen zum Trocknen. Die Arbeit ist kaum noch zu bewältigen, aber ich verpachte den Garten nicht, obgleich mir immer wieder Angebote gemacht werden. Das Obst ist mein Reichtum und mein Tauschobjekt. Von Geld will niemand mehr etwas wissen. „*Heute Geld – morgen Papier*“, sagen die Leute.

Eines Tages revidiere ich die Getreidevorräte in der Kleete. Zu meinem großen Schreck sehe ich, dass das Roggenmehl bald zu Ende ist. Was tun? Wir strecken schon lange das schöne Roggenmehl durch Hinzufügen von geriebenen rohen Kartoffeln oder Gerstenmehl, und trotzdem reicht es nicht mehr lange. Die Irbin und Emilie beteuern beide, unmöglich Roggenmehl fortgeben zu können, sie hätten knapp für sich selbst genug. Schwer entschlief ich mich zu einem Bittgang zu unseren lettischen Nachbarn Jézé. Unterwegs bin ich mehrfach drauf und dran umzukehren – dann aber nehme ich alle Energie zusammen. Hätte ich wenigstens ein Tauschobjekt oder sehr viel Geld, aber ich komme mit leeren Händen. Auf meine Bitte um Mehl folgt betretenes Schweigen. Dann aber haut der hünenhafte Wirt – der Jézé-Fritz – mit der Faust auf den Tisch: „*Lai iet!*“ [*lass gehen*], ruft er: „*Wir bringen Ihnen morgen das Mehl.*“ Das war eine gute Tat. Rudi hat ihm später gedankt und viel Geld geboten, er nahm aber nur den geringsten landläufigen Preis. Der Jézé-Wirt ist eben noch ein echter „grauer Baron“. So nannte man in Kurland die reichen lettischen Landwirte ihrer grauen handgewebten Kleidung und konservativen Gesinnung wegen [...]

Zu Hause, als ich über den Holzplatz gehe, hält mich die Irbin an: „*Junge gnädige Frau, das Holz reicht nicht mehr lange. Haben Sie schon einen Wintervorrat?*“ „*Nein*“, sage ich sorglos. „*Wenn mein Holz zu Ende ist, bitte ich Marris Mann, mir einige Bäume in unserem Wald zu fällen.*“ „*Nasses Holz brennt nicht.*“ „*Er braucht es ja gerade nicht an einem Regentag zu fällen.*“ Bestürzt über so viel Unwissenheit schlägt die Irbin die Hände zusammen. „*Die Feuchtigkeit ist doch im Holz drin. Es ist der Saft in Stamm und Zweigen. Es dauert Monate, bis das Holz so trocken ist, dass man damit heizen kann.*“ Irbes haben riesige Holzstapel, aber davon etwas abgeben – das ist zuviel verlangt, jeder ist sich selbst der Nächste!

Wieder ein Bittgang, diesmal zum Spahrenschen Buschwächter [Waldhüter] Martenek. Er schüttelt erst verlegen den Kopf, aber ich lasse nicht locker, ich weiß keinen anderen Ausweg. Da hilft er mir aus der Patsche. „*Bezahlen Sie, wenn der Baron wieder da ist. Es ist ja nicht mein Holz.*“

Ja, jetzt im Herbst ist vieles anders als in den idyllischen Sommertagen, auch unsere leichte Kleidung reicht nicht mehr aus. Meine vierköpfige Familie braucht dringend warme Sachen. „Aus alt wird neu“, das ist nun meine Devise [...]. Aus dicken, wollenen, breitgestreiften Decken entsteht eine lange Jacke für Herta und Mäntel für beide Kinder. Wie Zebras sehen Hildi und Heinz aus. Alle lachen, aber die Kinder haben es warm.

Ahnt ein Städter, was alles mit Schafwolle zu geschehen hat, bevor Strümpfe und Handschuhe daraus werden? Wie viel Gänge, wie viel Überredungskunst, wie viel Warten, wie viele Körbe Obst kostet es, bis jedes Kind zwei Paar lange, dicke, braune Strümpfe und zwei Paar Handschuhe hat! Eine Garnitur hängt immer zum Trocknen am Ofen, die andere ist in Gebrauch.

Und dann das Schuhwerk! Das ist fast die größte Sorge. Mit dünnen Sommerschuhchen und Stiefelchen können die Kinder nicht durch den tiefen Schnee waten. Auch Herta hat nur dünne Schuhe. Wieder manche Demütigungen, Bitten, Überreden. Aber schließlich stehen eines Tages in der Küche vier Paar weiße Holzpantinen aus Lindenholz, oben mit dickem grünem Stoff beschlagen, den ich von meiner Mutter Couchdecke abgeschnitten habe. Marris Mann ist ein Künstler, die ganze Gegend bestellt bei ihm Pantinen. Ja, sie haben es leicht, sie können mit Naturalien zahlen; was ich bestelle, kommt auf die lange Liste der Schulden, die ich schon bei ihm habe [...].

Meine ganze Winterausstattung findet sich in meines Vaters Zimmer: leichte und warme grüne Lodenjoppen, wollene Socken, Stiefel mit Gummi an beiden Seiten, sogenannte „Gamaschen“ aus weichem Chevreauleder. Wie kränkte es meinen Vater, dass sie für ihn zu klein geraten waren, mir passen sie wie angegossen. Meine Aussteuer ist komplett. An weißen Blusen und blauen Röcken fehlt es mir nicht.

## **Unterricht**

An den vielen Regentagen können die Kinder nicht mehr den ganzen Tag draußen spielen, da ist es wohl Zeit, mit dem Unterricht zu beginnen. Wenn ich auch keine Strümpfe stricken kann, unterrichten kann ich. Es macht uns allen dreien Spaß, zusammen zu lernen. Für Hildi beginnt das dritte Schuljahr, für Heinz das erste. Bücher haben wir nicht, es geht auch so. Spielend leicht lernt mein kleiner Heinz zu rechnen. Ja, bald ruft er Hildi die Lösungen der Kopfrechenaufgaben zu, lange bevor sie die harte Nuss geknackt hat. „Null, null, null, du bist ein Kriksadull!“ murmelt er beim Schreiben vor sich hin. Viele Kriksadullen entstehen, bevor Zahlen und Buchstaben erkennbar werden.

Bis auf das Rechnen lernt Hildi alles leicht und voll Interesse, aber sobald die Sonne scheint, werden beide Kinder unaufmerksam. „*Hefte zu, lauft hinaus und spielt!*“ Wir sind ja unsere eigenen Herren, haben keine gestrenge Obrigkeit über uns. Als die Kinder nach Weihnachten in die Schule kommen, sind beide ihren Klassen voraus.

### **Leben und Erleben im Winter**

Gegen sechs Uhr geht Herta in die Küche, das Abendessen zuzubereiten. „*Herta, mach schnell, dann brauche ich nicht so lange Gedichte zu lernen*“, ruft Heinz ihr nach. Es ist schon recht dunkel im Zimmer, irgendwie muss ich die Kinder beschäftigen, bevor Herta mit den Bratkartoffeln und der Lampe kommt. Ich lerne mit ihnen die Balladen auswendig, die wir im Sommer so fröhlich aufgeführt haben.

Endlich kommt die ersehnte Lampe. Es ist ein mit Petroleum gefülltes Marmeladenglas, oben mit einem dicken Korken fest verschlossen. Durch den Korken ist ein Loch gebohrt, in das ein schmales Glasröhrchen mit einem Docht gesteckt ist. Die Flamme ist so groß wie die einer Kerze [...]. Korken und Röhrchen bekommt man, wenn das Glück gut ist, in der Apotheke. Sie verbrauchen sehr wenig Petroleum und verbreiten ein gelbliches behagliches Licht. Zum Vorlesen benutzen wir sogar ein Lämpchen mit zwei Röhren. Alle freuen sich auf die Abende. Jeder hat seinen Stammplatz. Ich krieche ins Bett. Hildi und Heinz kuscheln sich rechts und links von mir ein. Herta sitzt, in ein warmes großes Tuch gewickelt, auf der anderen Seite des Nachttischchens in der weichen Sofaecke. Die Wirklichkeit versinkt, die Märchenwelt erblüht [...]. Wenn den Kindern die Augen zufallen, lese ich oft noch lange Herta vor, bis auch wir hinüberschlummern ins Reich der Träume.

Die Familie kommt mit dem Schlitten vom Einkauf in Spahren. Wintersturm heult und treibt den Schnee in Wolken vor sich her. In der Spahrenschen Allee sind wir noch einigermaßen im Windschutz, aber wie wird es uns auf freier Fläche ergehen. Noch gleitet unser Schlitten leicht über die hart und blank eingefahrene Straße. Hildi und ich sind warm verpackt, die Kälte kann uns nichts anhaben. Mein Blondchen ist der beste Kamerad bei allen Unternehmungen. Zu unsern Füßen steht gut verpackt die Kanne mit dem kostbaren Petroleum. Wir kommen vom Kaufladen bei der Station. Er ist eine Miniaturausgabe moderner großer Kaufhäuser. Auf einer Fläche von fünf Quadratmetern bekommt man alles, was das Herz eines Landbewohners sich wünscht, angefangen mit Wagenschmiere und Petroleum bis hinauf zu buntgemustertem „Kattun“ zu Schürzen und Blusen. Zu andern Dingen als Zucker, Salz, Petroleum, Bleistiften und Heften reicht unser Vermögen schon lange nicht. Heute aber sind wir

Verschwender, wir haben uns eine Kette „Baranchen“ geleistet – kleine, runde, knusprige Ringe, die auf einer Bastschnur aufgereiht sind. Sie schmecken nach Mehl und Bast, das genügt, unsere Herzen zu beglücken.

Nun heißt es Acht geben. Der Schneesturm hat die tiefen Gräben zu beiden Seiten der Landstraße so gänzlich mit Schnee verweht, dass es unmöglich ist zu erkennen, wo die Straße endet und der Graben beginnt. Ich halte die Zügel lose in der Hand und verlasse mich ganz auf Juckos Instinkt. Auch ihm ist die Situation unheimlich, er bleibt hier und da stehen, legt die Ohren böse nach hinten, schnauft unzufrieden, als wolle er sagen: *„Ich sehe gar nicht ein, warum ich allein die Verantwortung tragen soll!“*

Da geschieht es. Auch Juckos Instinkt reicht nicht aus. Der Schlitten rutscht in den Graben. Hildi rappelt sich als erste, löst die Schlittendecke, ihre Mutter krabbelt durch den Schnee. Ihr schmerzt die Schulter. Mit Mühe wird der Schlitten wieder auf die Straße gebracht. Ohne weiteren Unfall geht es nach Hause. Aber die Schulter schmerzt.

Marri, die lettische Helferin, bringt Gesines Großmutter zur „alten Liese“: Am Waldrand ein kleines graues Haus unter weißen Birken. Wir treten ein. Die alte Liese hantiert in der halbdunklen Küche, wirres unordentliches graues Haar umgibt ihren Kopf, die Hände, die einen kleinen Kochtopf halten, sind vom Herdfeuer rot beleuchtet. Sie nimmt überhaupt keine Notiz von uns, ist anscheinend an solchen Besuch gewöhnt. Marri gibt mir einen Wink, mich in der Stube auf die Bank am Ofen zu setzen – sie selbst wagt sich in die Küche. Die Verhandlung dauert lange, ich werde ungeduldig. Da erscheint Marri strahlend: *„Gnädiges Frauchen, sie wird Sie heilen. Sie ist im Räucherschornstein und betet über einer Flasche Wasser.“* „Wird sie meinen Arm denn nicht ansehen?“ flüstere ich enttäuscht. *„Das braucht sie nicht“*, versichert Marri, *„das weiß sie alles schon von selbst. Sie kniet jetzt am Boden neben dem kleinen Räucherfeuer und betet für Sie. Der graue Rauch steigt durch den Schornstein (vorbei an Speck und Würsten) in den Himmel. So steigen auch Lieses Gebete hinauf zu Gott.“*

Nach einer guten Weile zeigt sich die alte Liese, sie hat ihr Haar geglättet, eine reine blaue Schürze umgebunden und ihre Hände gewaschen. Freundlich sieht sie mir in die Augen und drückt mir eine große Flasche in die Hand. *„Mit diesem Wasser machen Sie den ganzen Abend und die ganze Nacht über kalte Umschläge – morgen sind sie gesund.“* Ich danke und frage nach meiner Schuldigkeit. Da schüttelt sie erzürnt den Kopf und verschwindet im Dunkel der Küche. Marri zieht mich aus der Tür: *„Wai, Lielmating, was haben Sie gemacht? Sobald Sie Geld geben, ist das Gebet machtlos. Aber Liese hat es nicht genommen, Sie werden sehen: morgen sind sie gesund.“*

Natürlich ist der Arm am nächsten Morgen geheilt, der Schmerz fort: Was hat mich geheilt? Der weite Weg in der Winterkälte? Die Umschläge? Das Gebet des alten Weibleins im dunklen, engen Räucherschornstein? Was es auch sei, voll Dank gehe ich an mein Tagwerk.

### **Es könnte so schön sein, wenn der Krieg nicht wäre ...**

Wir haben das herrlichste Winterwetter. Die Luft ist still, der Schnee funkelt im Sonnenlicht. Gleich nach dem Mittag ziehen Hildi und Heinz die langen, dicken, aus warmer Seehofer Wolle gestrickten Strümpfe und ihre kleinen Holzpantinen an und schliddern den Annenstieg hinunter zum See. Wie fröhlich ihre roten Jäckchen leuchten! Ich versorge mein Benitchen und kuschle mich mit einem Buch in meiner Mutter Bett gemütlich ein. Wie ich aufstehe, träumt schon die blaue Dämmerung des kurzen Wintertages überm Garten [...]. Die Stimmen der Kinder klingen mir vom Waldrand entgegen. Sie spielen am gefrorenen Erlenbächlein. Hildi stürzt mir mit glühenden Wangen entgegen: „*Mami, Mami, wir haben einen Schatz gefunden, sieh, sieh, herrlich blitzende Kristallvasen, Schalen und Kugeln. Heinz und ich schlagen sie von den gelbroten Weidenästen herunter.*“ Wirklich, es sind Kunstwerke, die der Winter gezaubert hat [...].

Es beginnt zu schneien. erst sind es einzelne große, weiße Flocken. Sie schweben feierlich nieder, mehr, immer mehr. Aus Schweben wird ein Tanz. Es ist wie eine Melodie um mich, eine Melodie, die von meiner Seele Besitz ergreift. Fast ohne es zu wissen, was ich tue, verfallende ich in Walzerschritt, dreh mich, wend mich – tanze, tanze, in wehende weiße Schleier gehüllt, getragen von schwebendem, wiegendem Glücksgefühl, Zeit und Raum vergessend, auf weiter spiegelnder Silberfläche.

Hundegebell im Uferwald. Der Zauber zerreißt [...]. Die Wirklichkeit ist wieder da: Krieg, Einsamkeit, Verantwortung. Schreck erfüllt mein Herz. Wieder Hundegebell, wütendes, gereiztes Bellen. Sind fremde Soldaten im Wald und haben mich tanzen gesehen? Sind es gar Marodeure, denen jede Beute recht ist? [...] Die Leute munkeln immer wieder von Deserteuren der Roten Armee, die sich jetzt, von Kälte und Hunger getrieben, abends in die Nähe der Häuser wagen, Menschen und Herden überfallen und berauben [...].

Aber die Kinder sind zu Hause und erzählen von ihren Abenteuern. Eisiger Wind fegt um die Ecke des großen Viehstalles und zerrt an den Strohbindeln, die Ernest auf einem Karren anfährt. Gerade vor der geschlossenen Tür des Schweinestalls lädt er das Stroh ab. Kaum ist der Karren leer, so klettern Heinz und Karling hinein und lassen sich von Ernest fahren. So geht es eine Stunde oder länger. Ernest fährt immer umschichtig mal Strohbindel, mal kleine Jungen. Der Strohhaufen vor dem Viehstall

wächst und wächst, bald reicht er bis zum Dach des Stalles. Von der Tür ist nichts mehr zu sehen. Am Mittagstisch sprechen Herta und ich darüber, dass Ernest sich doch eine ungeeignete Stelle für den großen Strohhaufen gewählt hat. „*Gar nicht*“, platzt Heinz heraus, „*Ernest hat natürlich mit Willen den Strohhaufen da aufgeschichtet. Karling sagt, bald kommen wieder fremde Soldaten, die stehlen Hühner, Schafe und Schweine. Jetzt können sie die Tür zum Stall nicht finden.*“ „*Ja, aber wie bekommen die Schweine ihr Futter?*“ „*Das hat Karling mir auch gezeigt. Ganz hinten in einer Ecke des Pferdestalles sind zwei Bretter der Wand los; die schiebt man zur Seite. Wir sind beide durch das Loch gekrochen, es geht gut.*“ Herta sieht mich ganz erschrocken an. Auch mir wird es unheimlich [...]. Ich schärfte Hildi und Heinz ein, mit niemandem über die geheime Tür zu sprechen. „*Spielt am liebsten im Garten und nicht weit vom Hause.*“

Am Nachmittag kommt die Irbin; sie sieht blass aus und wischt sich immer wieder mit einem Zipfel ihres Kopftuchs die Augen. „*Junge gnädige Frau, das Herz schmerzt.*“ Wenn der Lette Kummer hat, sagt er immer: „*Das Herz schmerzt.*“ „*Ja, wir haben große Sorge um unser gemästetes Schwein. Das ist doch unser Speck und Fleisch für den ganzen Winter. Wie sollen die Männer arbeiten ohne Speck und Fleisch?*“ „*Ist das Mastschwein krank?*“ Die Irbin schüttelt den Kopf. „*Nein, aber wo sollen wir es verstecken?*“

Im Flüsterton erzählt sie, dass Ernest gestern auf der Station gehört hat, eine feindliche Armee sei im Anmarsch. Es sollen Russen, Deutsche, Polen und Zigeuner sein und plündern und rauben, wo sie hinkommen. Der Stationschef soll gesagt haben, sie wollten nach Peterburg marschieren, die Roten verjagen und ihren General Bermondts zum Kaiser von Russland machen. Diese Gerüchte kommen mir denn doch abenteuerlich vor [...]. Aber die Irbin lässt sich nicht beruhigen und steuert nun energisch auf ihr eigentliches Ziel los: „*Nehmen Sie es mir nicht übel, junge gnädige Frau, aber ich dachte, ob ich nicht das Schwein im Badehaus in Ihrem Garten verstecken könnte. Da wird niemand ein Schwein suchen.*“ Nun lächelt sie wieder schlau und überlegen. Unser hellgrün gestrichenes Badehaus „Heilbronn“ steht an der Tannenhecke an einem Seitenweg des Gartens [...]. Was wird mein Vater sagen, wenn ich sein geliebtes „Heilbronn“ zum Schweinestall degradieren? Wie ich aber die Sorge und Angst im Gesicht der Irbin lese, sage ich schnell und herzlich Ja, nicht ahnend, dass ich mit diesem Ja mehr schütze als das Leben des Mastschweins. In der Dunkelheit des Abends wird das gewaltig große, dicke Tier an unserer Küchentür vorüber nach „Heilbronn“ getrieben. Es ist so schwer, dass es nur langsam und schwerfällig gehen kann. Grunzend bezieht es sein neues Heim und legt

sich gleich ins weiche Stroh. Allid krault es hinterm Ohr, die Irbin deckt es zu. Die Tür wird verschlossen. Der Schatz ist geborgen.

### **Soldaten: Offiziere**

Alles bleibt ruhig; das Mastschwein residiert in „Heilbronn“. Keiner von uns glaubt an die aufregenden Gerüchte. Da unser Petroleum nur noch knapp für einen Abend reicht und die Schlittenbahn gut ist, entschieße ich mich, schnell zum Laden an der Station zu fahren, um meine Einkäufe zu machen.

In der Spahrenschen Allee sprengen mir plötzlich zwei junge Offiziere in deutschen Uniformen auf gepflegten herrlichen Goldfüchsen entgegen. Ein freudiger Schreck! Deutsche! Sind wieder deutsche Truppen in Kurland? Schon grüßen die Offiziere liebenswürdig. *„Können Sie uns, bitte, sagen, wo das Gutshaus von Spahren liegt?“*. Ich weise auf das große, alte, behäbige Haus, das zwischen den Bäumen hervorschimmert [...]. *„Sind die Besitzer zu Hause?“* *„Nein, sie sind verreist.“* *„Schlimm“*, ruft der hellblonde Offizier, *„wo wir auch hinkommen, nirgends ist die Gutsherrschaft zu Hause. Aber wissen Sie vielleicht, ob hier in Spahren viel Platz ist, wir müssen Quartier machen.“* *„Da sind sie am rechten Ort, Sie finden viele Gastbetten.“*

Ich ziehe die Zügel an. Jucko trabt. Die Offiziere reiten rechts und links von meinem Schlitten. *„Wie ein Ehrengleit“*, denke ich, es macht mir großen Spaß. *„Alle deutschen Truppen mussten doch vor einigen Monaten Kurland räumen, wie kommen Sie plötzlich her, hat sich das Blatt gewendet?“* Die Offiziere lachen. *„Wir gehören jetzt zur Armee von General Bermond; der tut nicht, was er muss, sondern was er will [...]. Gestatten Sie, dass wir Sie in den nächsten Tagen besuchen?“* Ich nicke Ihnen fröhlich zu. *„Gern. Sie müssen mir dann erzählen, was in der Welt vor sich geht. Wir leben hier ohne Zeitungen und Briefe, nur von Gerüchten.“* *„Was erzählt denn das Gerücht?“* *„Zum Beispiel, dass General Bermond Kaiser von Russland werden will.“* Schallendes Gelächter. *„Ein Körnchen Wahrheit ist am Gerücht. Der General der weißen russischen Truppen, Bermond, will die bolschewistische Regierung stürzen. Es ist ihm geglückt, ein Heer um sich zu sammeln; auch deutsche Formationen haben sich ihm angeschlossen, und viele Ihrer Heimatgenossen feiern General Bermond in Mitau und glauben wie wir an seinen Sieg.“* [...]

Ich überlege, ob ich Irbes von dieser Begegnung erzählen soll [...]. Es ärgert mich nachträglich, wie verächtlich die Irbin von der Armee des General Bermond sprach. Wenn solche deutschen Offiziere dabei sind,

kann es doch kein Haufen von Räufern und Dieben sein. Ich beschließe, gegen jeden zu schweigen.

### **Soldaten: heruntergekommen**

Am nächsten Vormittag hallen harte Schritte im Flur. Klopfen. Ohne „Herein“ abzuwarten, wird die Tür aufgerissen. Drei Soldaten in verschlissenen deutschen Uniformen, das Gewehr schussbereit in der Hand, stehen vor uns. Mit wilden und doch furchtsamen Blicken spähen sie auf alle Seiten, als wäre in jedem Winkel ein Feind verborgen. Sie dauern mich. Ich trete auf sie zu. *„Es freut mich, deutsche Soldaten bei mir zu sehen. Hier sind Sie bei Deutschen, kommen Sie herein und wärmen Sie sich. Darf ich Ihnen vielleicht eine heiße Tasse Roggenkaffee anbieten?“* Zwei der Soldaten warten mürrisch auf den Kaffee, der dritte lange Blonde hat sich tief über Benitchens weißen Kinderwagen geneigt. Er sagt leise und sichtlich ergriffen: *„Ein kleines Kind und lächelt mich an.“* *„Haben sie zu Hause vielleicht selbst ein kleines Kind?“* Er lacht böse. *„Ich ein Kind? Was denken Sie? Von der Schule in den Krieg, keine Frau, kein Kind, nicht Vater noch Mutter, nicht Haus noch Heimat – nur mein Gewehr.“*

Die Soldaten erkundigen sich nach den Umständen. Wo ist der Besitzer? Gibt es hier Männer? Die Soldaten gehen. Herta begleitet sie hinaus. Hildi und Heinz laufen hinterher. Aber schon kommen die Kinder zurück: *„Mami, denk, der kleine, dunkle Soldat wollte unsern Honig und die Butter haben [...]. Aber der Große packte ihn am Arm: ‚Nichts nehmt ihr, alles für's kleine Kind – es lächelte mich an.‘“* *„Mami“*, sagt mein Blondchen, *„mir gefielen diese Soldaten gar nicht. Als du in der Küche warst, riss einer an den verschlossenen Schiebladen von Großmamas Kommode, und der Dunkle sprang wie eine Katz zu Großpapas Schreibtisch und kramte in der Schublade.“*

Ich drehe den Schlüssel der Flurtür dreimal um. *„Komm, wir wollen lernen.“* Kaum haben wir uns hingesetzt, dringt lautes Jammern vom Pächterhaus zu uns herüber. Ich eile hinaus. Schreiend kommt Herta gerannt. *„Er schießt mich tot, er schießt mich tot!“* [...]. Was ist geschehen? Die Marodeure haben von der Irbin ein Schwein verlangt. Als sie sich weigerte, eins zu geben, rissen sie den Schrank in der Kammer auf, raubten alles Geld, drei Taschenuhren und die Ringe der Mädchen. Herta wagte, um die Ringe zu bitte. *„Halt die Klappe oder ich schieß dich tot!“* brüllte der Schwarze [...].

Ich lege einen Augenblick beide Hände vor's Gesicht. Ich schäme mich, ich schäme mich so vor den Kindern und vor den Letten. Die Marodeure tragen doch deutsche Uniformen, sind Deutsche wie wir.

### **Soldaten: adrett**

[...] Am Nachmittag backe ich mit Herta in der Küche eine Art Knäckebrot – runde Knusperchen aus Roggenmehl, Wasser, Salz und Kümmel. Da klopft es ans Fenster [...] Zwei junge Männer in tadellosen deutschen Uniformen lachen mich an und deuten auf die Schlittschuhe, die sie in den Händen tragen. *„Fritz Erle, Feldweibel, Hans Schmidt, Feldweibel [...] wir kommen aus Spahren. Der See war so verlockend blau, da nahmen wir zwei Jungen, die da herumglitschten, ihre Schlittschuhe fort. Sie weinten sehr. Wir sagten, wir würden die Schlittschuhe wieder abgeben, drüben im ersten Haus [...]. Würden Sie die Freundlichkeit haben, den Jungen so bald wie möglich ihre Schlittschuhe zukommen zu lassen, damit sie nicht mehr trauern und schlecht von uns denken?“*

Die Soldaten werden hereingebeten. Sie sind gleich gut Freund mit den Kindern, lachen und scherzen. Ganz unvermittelt meint Heinz nachdenklich: *„Ihr seid ganz anders als die andern Soldaten, die gestern hier waren.“*

Man erzählt von gestern. Fritz Erle ist ernst geworden. *„Bitte, wollen Sie uns alles erzählen; das geht so nicht weiter. Die Offiziere werden energisch eingreifen. Würden Sie die Marodeure erkennen?“* *„Ich glaube schon.“* *„Dann muss ich Sie bitten, mit uns zum Lodensee ins große Sammellager zu kommen. Wenn Sie uns die Marodeure bezeichnen, werden sie sofort erschossen.“* Ich erschrecke. Ach Krieg, Krieg, was machst du aus den Menschen? Eben scherzten hier zwei fröhliche große Jungen und schon sind es wieder harte Männer [...]. Ich bin sehr bedrückt und unglücklich. Wie leicht könnte ich mich irren – im Lager sind vielleicht Hunderte von Soldaten in gleicher Uniform. Plötzlich ist mir, als hörte ich die Worte des langen blonden Mannes, der sich über Benitas Wagen neigte: *„Ein kleines Kind und lächelt mich an!“* *„Nein, ich kann nicht; ach, bitte laden Sie mir nicht noch diese Verantwortung auf!“*

Dann taucht ein anderer Gedanke auf. Es gibt für die Soldaten doch die Feldpost. Könnte man über sie nicht die Eltern in Deutschland erreichen? Man könnte. Die Soldaten kommen abends wieder, um den Brief abzuholen. Ein Abendessen wird vorbereitet.

Schnell bespreche ich mit Herta das Menü: Ein Teil Schinkenspeck, ein Teil Zwiebeln, fein gehackt und in der Pfanne geröstet. Ein Teil schwarzes Roggenbrot, in Würfel geschnitten und kurz vor dem Auftragen dem Schinkenspeck beigemischt. Dazu reichlich Kartoffeln und Strickbeersaft. Später Apfeltee und die frischgebackenen Knusperchen. Spät kommen sie, doch sie kommen. Alle genießen das Essen und den Besuch. Die Stimmung steigt und steigt. Wir spielen: *„Alles, was Federn hat, fliegt hoch“ [...].* Wir stoßen mit Apfeltee auf ein frohes Wiedersehen an. *„Ja, wenn der Krieg*

*siegreich beendet ist, bekommen alle Kurlandkämpfer hier Siedlungsland. Das hat General Bermondts versprochen. Vielleicht werden wir Nachbarn. Hildi und Heinz, kommt ihr uns dann besuchen?“*

Dazu ist es nicht gekommen: Viel später erst erfahre ich das unrühmliche Ende. Das Unternehmen Bermondts ist kläglich gescheitert ...

### **Soldaten: Letten**

Nach dem Abzug der Bermondts-Truppen ebbt in Kurland die Welle der Erregung ab. Da ich in Klein-Spahren zu tun habe, mache ich mich eines Nachmittags auf den Weg [...]. Es liegt ein wunderbarer Frieden über der stillen friedlichen Winterlandschaft. Fernes Räderrollen – ich schrecke auf: Hufschlag galoppierender Pferde, Flintenschüsse! Schon sehe ich in der Ferne auf der Landstraße einen Erntewagen, vollgeladen mit grölenden Männern. Er nähert sich in rasender Fahrt [...]. Nun sind sie in der Senkung des Weges verschwunden. Was tun? [...] Mich verstecken? Aber wo? Ich trete zur Seite und klettere auf die Böschung des Weges [...]. „*Herr Gott, hilf, da sind sie!*“

In dem Moment, in dem der Wagen an mir vorüberbraust, reißt plötzlich einer der Soldaten die Mütze vom Kopf und verneigt sich so tief, dass er fast aus dem Wagen stürzt. „*Fritz!*“ schreie ich erlöst. Es ist der Irbe-Fritz, der älteste Pächtersohn, mein Walzertänzer vom Abschiedsball im Herbst. Vorüber. Noch stehe ich wie erstarrt. Der Wagen verschwindet rasselnd und mit Geknall hinter den ersten Bäumen des Waldes. Nun scheint mir alles klar. Dies waren Soldaten des neugegründeten Staates Lettland, zu dem jetzt unsere Heimat gehört. Nach dem Abzug der Bermondts-Armee besetzen sie Kurland. Die tolle Fahrt ist ihr Triumphzug. Die Schüsse bedeuten: Sieg, Freiheit, Sieg! Die Letten sind nun die Machthaber im Lande, wir Deutschen eine entrechtete Minderheit. Wie wird die neue Regierung, wie Soldaten und Volk sich uns gegenüber verhalten? Ich weiß so gut wie nichts vom Lauf der Welt, wie soll ich Entschlüsse fassen, wie das Leben unserer Kinder schützen? Was tun? Vielleicht so schnell wie möglich heimlich in ein verstecktes Heuscheuchchen im Walde fliehen. Benitzen, einige Decken, Brot, Streichhölzer, Kochtopf, Wasser, Tee in den Kinderwagen packen und mit Herta und den Kindern so schnell wie möglich einige Tage verschwinden. Aber bei der Kälte! Auf dem schmalen Fußpfad am Waldrand, gedeckt vor den Blicken der Soldaten, eile ich nach Hause.

Hildi stürzt mir entgegen, wirft sich in meine Arme: „*Endlich kommst du! Viele betrunkene lettische Soldaten sind im Pächterhaus, der Fritz auch. Wir waren gerade bei Irbes in der Küche, als der Wagen vorfuhr. Es war ein großes Freudengeschrei. Plötzlich brüllte ein Soldat: ‚Wir trafen da auf der Straße eine Gnädige – sofort erschießen‘. Die Irbin ging gleich zu ihm*

hin und flüsterte: ‚Was, unsere junge gnädige Frau, die mein großes gemästetes Schwein vor den Bermonts in ihrem eigenen Badehaus versteckt hat? Ne!‘ ‚Ak ta [ach so]‘, sagte der Soldat. Da kam gerade der Pächter mit einem Eimer voll Bier. Alle drängten sich um ihn, schrieten und tranken. Heinz und ich liefen schnell nach Hause, aber du warst nicht da.“ [...]

Da klopft es leise an meines Vaters Fenster [...]. Da steht im Dämmerlicht eine kleine Gestalt, ganz in ein großes „villaine“ [Wolltuch] gehüllt – meine Marri! Sie flüstert bebend: „Fürchten Sie sich nicht! Keiner wird Ihnen was tun. Die Soldaten wollten Sie wohl erschießen, aber die Irbin erlaubt es nicht. Morgen fahren sie fort. Ich gehe, keiner darf wissen, dass ich hier war.“ Ich schließe das Fenster. Meine Zähne schlagen wie im Fieber aufeinander, ich zittere am ganzen Körper. Seltsam, jetzt fürchte ich mich.

### **Soldaten? Polizei**

Den letzte Todesschrecken brachten zwei seltsam uniformierte Männer mit Gewehren, die sich nicht legitimieren, sondern nur in unerbittlichem Ton verlangen: „Sind Sie die Gnädige? Kommen Sie herunter!“ Marri versteckt sich auf dem Dachboden. Luise Meyer geht hinunter und denkt: nun wird sie erschossen. Aber nachdem sich die Männer an ihrer neuen Macht und an der Angst, die sie verbreiten können, geweidet haben, geben sie sich zu erkennen: „Wir sind die neue Polizei.“ Sie tauschen den alten Pass gegen einen neuen lettischen ein. „Gott sei Dank!“ rufe ich laut und füge schnell hinzu, „dass wir wieder eine Polizei haben. Dann wird wohl bald alles in Ordnung kommen, auch die Post und die Eisenbahn.“ „Natürlich“, antworten die Polizisten und werfen sich geschmeichelt in die Brust. „Wir bringen alles in Ordnung!“

### **Advent**

[...] Mitte Dezember heißt es, die Züge auf der Strecke Riga-Windau verkehren wieder, nicht täglich, nicht regelmäßig, aber ein Anfang ist gemacht. Auch die Post arbeitet. Eines Tages halte ich einen Brief von Rudi in der Hand. Ich lese ihn wieder und wieder [...]. Er ist nicht mehr bei der Landeswehr, sondern in Riga und an der Hochschule Lettlands tätig. Wir sollen so bald wie möglich kommen.

Aber so geht es nicht! Die Kinder wollen Weihnachten in Seehof feiern. Die Züge sind nicht geheizt. Wie soll ich mit Benitchen 5-12 Stunden im ungeheizten Viehwagen reisen, ich habe ja auch kein Reisegeld. Die neun Truthähne, die Irbes mir nach und nach geliefert haben, der Roggen bei Jéze sind nicht bezahlt, auch nicht die lange Rechnung bei Marri und ihrem

Mann. Unbezahlte Rechnungen hinterlasse ich hier nicht [...]. Bei der nächsten Postgelegenheit antworte ich in diesem Sinne. Mein Brief schließt: „*Ich will in Ehren abgeholt werden!*“

Die Antwort lässt etwas auf sich warten. Aber es regt mich nicht auf [...]. Eines Nachmittags bringt Ernest Rudis Antwort. Etwas enttäuscht klingt sie, aber er verspricht, am 24. morgens in Seehof zu sein, mit einem großen Sack voll Geld, um seine Familie auszulösen. Nun ist die Freude groß. Der zehnte und letzte Truthahn wird zum ersten Feiertag bestellt. Aber was schenke ich meinem lieben Mann? Ach – er bekommt drei gesunde, fröhliche Kinder, ich denk er kann zufrieden sein.

### **Wiedersehen an Weihnachten**

[...] Hildi stürzt aus dem Garten ins Zimmer: „*Sie kommen, sie kommen!*“ Ich laufe in die rote Veranda. Da sehe ich den Schlitten vor dem Pächterhaus, jetzt ist er hinter der Kleete verschwunden, aber gleich darauf fährt er schellenklingelnd im Trab durch die weitgeöffneten Flügel der Gartentür um den Rasenplatz und hält vor der Veranda [...]. Mit einem Satz ist Rudi aus dem Schlitten, seine Arme umschließen mich. Wie ich wieder aufblicke, sehe ich, dass alle Frauen und Mädchen aus dem Pächterhause auf der anderen Seite des tief verschneiten Rasenplatzes stehen. Alle weinen. Ernest hat sich halb abgewandt und fährt sich immer wieder mit dem Ärmel über die Augen. „*Dank ihnen*“, flüstere ich Rudi zu. „*Sie waren alle gut gegen uns.*“ Arm in Arm gehen wir zu den Leuten hinüber. Rudi schüttelt jedem die Hand, am wärmsten unserem getreuen Eckehard Ernest.

Kaum sind wir im Haus und ungesehen, da flüstert Rudi mir neckend ins Ohr: „*Du Abscheuliche, du hast mich so lange warten lassen, wolltest in Ehren abgeholt werden.*“ Mit einem Ruck befreie ich mich aus seinen Armen. Stolz flammt auf. „*Ja, das wollte ich.*“

Tränen ersticken meine Stimme. Hat er mich wirklich nicht verstanden, nicht nachfühlen können, wie schwer es oft war, immer wieder und wieder und wieder um Hilfe bitten zu müssen, immer wieder Dienstleistungen nicht bezahlen zu können, kein Holz und kein Mehl zu haben, wenn die Leute mir nicht immer wieder geholfen hätten, in dem festen Glauben, Rudi würde gleich alles bezahlen, wenn er nach Hause kommt? Rudi streichelt begütigend meine Hand: „*Ich bin ja gekommen, ganz gehorsam bin ich gekommen, mit einem Sack voll Geld in der Tasche [...] um meine Familie auszulösen.*“

[...] Nun sind die ungeduldigen Kinder dran. Eins fehlt. Rudi sieht sich nach allen Seiten um. „*Ich dachte, wir haben drei Kinder?*“ Ich schiebe den hellen Vorhang zur Seite [...]. Da sitzt ein schneeweißes Engelein mit einem Lockenkränzchen ums Köpfchen [...]. Rudi stutzt, er hat ein Baby im

Kinderwagen erwartet [...]. „Benita?“ Ich nicke. Schon kniet er neben der Couch. Liebevoll blickt er sein Töchterchen an, bis es verlegen das Köpfchen senkt. Da reicht er ihr seinen großen Zeigefinger zur Begrüßung. Einen Augenblick schwankt unser Kleines, dann packt es mit beiden Händchen den Finger, hält ihn ganz fest. In diesem Augenblick knüpft sich auf geheimnisvolle Weise das Band, das Benita und ihren Vater lebenslänglich besonders fest verbindet.

Es dunkelt. Aber ohne Weihnachtsgottesdienst kein Weihnachten. Wir gehen im Gänsemarsch, voran Heinz mit der brennenden Stalllaterne zum Pavillon. Das Licht der Laterne wirft einen goldenen Schein auf den weißen Schnee. Herrlicher als jeder Dom von Meisterhand erbaut wölbt sich über uns tiefblau der Abendhimmel. Ich spreche das Weihnachtsevangelium: „*Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden.*“ Wie wunderbar selbstverständlich diese Worte in der ländlichen Umgebung klingen. In der Ferne bellt ein Hund. Ein zweiter antwortet. Wieder tiefe Stille. „*Und siehe, des Herren Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: ‚Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren [...].‘*“ „[...] Zurück ins warme Haus [...]. Rudi hat Kerzen mitgebracht. Im Lichterglanz strahlt der Tannenbaum: „*O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit ...*“

### **Die Eisenbahnfahrt**

Am zweiten Feiertag ist der Aufbruch nach Riga. Die Irbin erhält den Schlüssel von Seehof zu treuen Händen. Mit zwei Schlitten fährt man die fünf Kilometer nach Spahren. Rudi fährt voran, Ernest hinterher.

Dann stehen wir auf dem Bahnsteig und warten. Der Wind bläst uns durch und durch. Endlich: ein langer Zug! Noch stehen wir etwas ratlos vor der einförmigen Front roter, ungastlicher Wagen ohne Fenster, aber schon kommt der Stationschef zur Hilfe. Er schiebt eine schwere Schiebetür auf. „*Hier!*“ Wärme schlägt uns entgegen. Die Glut des kleinen eisernen Öfchens mitten im Wagen wirft einen flackernden Schein auf die ganz primitiv zusammengesetzten hölzernen Bänke des Güterwagens. „*Seien Sie bitte sparsam mit der Feuerung, mehr Holz bekommen Sie nicht.*“ Ernest reicht unsere vielen Sachen hinein: die großen Apfelkisten, Koffer, Rucksäcke. Ein kurzer herzlicher Dank und Abschied, denn schon läuft ein Zittern durch den langen Zug, die Räder rollen, wir fahren [...]. Wir sind allein im halbdunklen Wagen. Herta und die Kinder richten sich gemütlich

bei den Sachen ein. Der große Speisepaudel wird herausgeholt [...]. Rudi versorgt den Ofen [...]. Es ist unsagbar schön, sich wieder umsort und umworben zu wissen. Sehr behutsam und zärtlich hält Rudi sein Töchterchen auf den Knien.

Wir unterhalten uns im Flüsterton, wir haben uns ja noch so wenig allein gesprochen, haben noch so viel äußeres und inneres Erleben zu teilen. Vom Lauf der großen Welt weiß ich so gut wie nichts. Es ist nicht viel Erfreuliches zu berichten. Wir Deutsch-Balten sind jetzt eine Minderheit im jungen Staat Lettland, der stolz sein Haupt erhebt. Für uns gilt es zu kämpfen, um unsere Rechte im Lande, und der Heimat zu dienen, wo und wie wir können [...].

Erst in Tuckum füllen sich die Bänke mit fremdem Volk [...]. Mit einmal tönt das Rollen der Räder lauter, langsam fährt der Zug auf der langen Eisenbahnbrücke über die Düna. Rudi öffnet einen Spalt die Tür. Über dem winterlichen Strom und dem Gewirr von Häusern und winkligen Gassen grüßen uns die wohlbekanntenen Türme unserer Kirchen. Noch ist das Stadtbild geprägt vom Geist deutscher Vergangenheit. Der Zug hält. Wir sind da.

### **Kalte Pracht in Riga**

Auf der Fahrt von Seehof nach Riga ist unmerklich ein Wandel vor sich gegangen. In Seehof war ich die Herrin, die Vertreterin meiner Eltern, letzte Instanz für Anliegen der Kinder und Pächter. In Riga ist Rudi ganz Hausherr, Oberhaupt der Familie. Seine Liebe und Arbeitsfreudigkeit sind die Pfeiler, auf denen unser Leben wieder gesichert ruht.

Die hohen Zimmer unserer Stadtwohnung kommen uns nach den kleinen Seehofer Zimmern sehr prächtig vor, aber es ist eine kalte Pracht. Die Zentralheizung wird nur für wenige Stunden am Vormittag geheizt [...]. Auch in der großen Küche kein warmer Herd – Gasflammen [...]. Im Speisezimmer erwartet uns ein kleines Weihnachtsbäumchen[...] Bibbernd vor Kälte sitzen wir vier um den Speisetisch. Wir haben uns in der Eisenbahn so eingefroren, dass auch der heiße Kaffee uns nicht erwärmt. Es will keine fröhliche Stimmung aufkommen.

*„Rudi, Hildi, Heinz, ich hab’ mir was Feines ausgedacht. Hier ist es so ungemütlich in der Kälte, wir ziehen einfach alle ins Schlafzimmer um. Das Weihnachtsbäumchen nehmen wir natürlich mit, und Papi pflanzt es in die Ritze zwischen unseren großen Betten. Dann kriechen wir vorsichtig unter die weichen warmen Decken, und Papi zündet die Lichtchen am Baum an.“*

Schon sind die Kinder aufgesprungen. „Ja, ja!“ Rudi schüttelt bedenklich den Kopf: *„Brennende Kerzen im Bett, und wenn ihr zappelt*

*und der Baum umkippt?“ „Wir werden nicht zappeln, wir werden mäusestill liegen. Bitte, bitte, Papi, sag ja!“*

Welcher liebende Vater kann da nein sagen! Er trägt wirklich das Bäumchen hinüber und pflanzt es zwischen unsere Betten [...]. Zur Sicherheit stellt Rudi doch einen großen Krug voll Wasser an sein Bett. Dann entzündet er die Kerzen. Sie brennen still und friedlich [...].

Das große Erleben des Jahres zieht noch einmal an unseren Seelen vorüber und klingt aus in den Worten des himmlischen Lobgesanges:

*„Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden,  
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“*